

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 19. Juni 1902.

(Nachdruck verboten.)

## „Das Fischermädchen.“

Roman von S. E d h o r.

(Fortsetzung.)

Leichenbläß, mit weit geöffneten Augen, gleichsam, als sähe sie ein Gespenst, so starrte sie nach der seltsamen Erscheinung. Ihre Hand griff stützesuchend in der Luft umher.

„Wer ist und was will der Mensch?“ flüsterte Frau von Kehlheim ihr kichernd ins Ohr.

„Er muß einen langen Marsch hinter sich haben; sehen Sie nur die bestaubten Füße,“ sagte ein anderer neben ihr.

„Wen suchen Sie hier?“ fragte Baron Wolfgang scharf, als er bemerkte, daß der Fremde immer noch nicht Anstalten traf, den Platz zu verlassen. Das dreiste Benehmen mißfiel ihm.

Ohne ein Wort der Entschuldigung, als stehe er mit gutem Recht hier auf dem freiherrlichen Boden, hatte der Ankömmling Posto gefaßt. Auf seinen derben Knotenstock gelehnt, blickte er mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Liebe und Treue auf Gitta hin, die jetzt wie Espenlaub zitterte.

„Wen suchen Sie?“ fragte Wolfgang noch einmal.

Auch der alte Wolfensteiner schaute jetzt über die Brüstung der Terrasse, wo er mit einigen Edelknechten aus der Nachbarschaft saß.

„Ich suche diese da — Brigitta Heise.“

„Sie suchen Brigitta?“ Wolfgang wiederholte es mechanisch.

„Ich bin aus ihrem Heimatsorte . . .“ Der junge Riese blickte den jungen Freiherrn ohne Verlegenheit an.

Wolfgang trat zurück.

Das Lachen und Nichern der Damen wurde stärker.

Der alte Wolfensteiner faltete unmutig die buschigen Brauen. Das war ein ärgerlicher Zufall! Gerade jetzt mußte der Bursche aus dem Dorf in die Gesellschaft hineinschneien. — Das häßliche Gerede!

In der hintersten Reihe flüsterte man von der Mesalliance des Freiherrn v. Wallissen . . . Welch' häßlichen Schatten das auf Wolfenstein warf!

„Fräulein Brigitta, wollen Sie uns den jungen Landsmann vom Döseestrande nicht vorstellen?“ Frau v. Kehlheim drängte das erstarrte junge Mädchen mit einem energischen Ruck vor.

Hier stand sie nun, Aug' in Aug' dem Moïse gegenüber; denn er war es, den sie schon in der Ferne erkannt. Wechselnde Blässe und Röthe jagte über ihre Wangen. „Willkommen, Moïse!“ Sie streckte die Hand aus und berührte die starke, gebräunte Hand des Mannes . . . Mit einer halben Seitenbewegung nach der Gesellschaft sprach sie weiter: „Es ist mein — mein Bruder!“

Da war sie heraus, die furchtbare Lüge! Unwiderruflich — denn schon sprach man mit gewisser Erleichterung von dem Fischerbruder . . . Man wußte ja, daß der Wallisser eine unebenbürtige Verbindung eingegangen war und daß die wunderschöne Enkelin plötzlich aus der Dunkelheit aufgetaucht . . . man hatte bereitwillig den aristokratischen Mantel der Wolfensteiner darüber breiten helfen, Geschehenes ließ sich nicht mehr ändern, nur verdecken. Die Sache war immer noch gut abgelaufen, weil die Enkelin einigermaßen Erziehung hatte und präsentabel war — Aber nun kam auch noch ein Enkel zum Vorschein. — —

„Ich habe ja niemals von einem Bruder gehört,“ sagte die Baronin Charlotte plötzlich in die Stille hinein. Sie sprach sehr ruhig, wie jemand der einer Sache auf den Grund gehen will. Sie sah das bewegte Mienenspiel des Fischer-Moïse und den beinahe entsetzten Ausdruck in Gittas Augen . . . und eine Ahnung dämmerte in ihr auf, daß nicht alles in Ordnung sein müsse mit diesem Bruder.

Aber noch ein anderer hatte dieselben Beobachtungen gemacht — und dieser andere war nicht so schwerfällig und umständlich . . . Der alte Wolfensteiner Freiherr rief fröhlichen Tones von der Terrasse herab: „Bringt den armen Burschen doch nicht in Verlegenheit, indem Ihr ihn gleichsam mit den Augen verschlingt! Jean, führen Sie den Herrn auf ein Zimmer.“

Jean, des Freiherrn Kammerdiener, verbeugte sich vor Moïse, so tief respektvoll und derart, wie vor seinem Herrn selbst. Er war ein langjähriger, erprobter Diener und nicht minder klug wie sein Gebieter.

„Schämen — — ich hätte nimmer geglaubt, daß Du Dich meiner schämen würdest . . .“ Zwei heiße Funken brannten in Moïse Augen, er schüttelte sie gleichsam fort und auch die Rührung seines Herzens. — — Ein Riß war hindurchgegangen, mitten durch und hatte das schöne, fleckenlose Bild entstellt . . . Das Bild war nicht mehr im Ganzen, es zeigte zwei Gesichter, welches war das richtige?

Vor Gittas Augen flimmerte es ebenfalls heiß. Todeskälte umkrallte ihr Herz, sie fand kein Wort der Erwiderung.

Hochaufgerichtet, mit markigen Schritten folgte der Fischer dem betretenen Diener in das Schloß.

„Ich muß Sie heute noch sprechen . . .“ flüsterte Gitta dem Baron Wolfgang zu, der sich an dem Tisch niedergelassen, den sein Vater eben verlassen.

Er wendete sich langsam um; er schien ihre Stimme nicht mehr zu kennen und schaute in ihr weißes Gesicht. „Wenn die Gäste das Schloß verlassen, stehe ich zu Ihrer Verfügung.“

„Ich erwarte Sie in der Bibliothek.“

Er nickte. Das schwere Etwas kehrte langsam wieder zurück und legte sich auf seine Brust wie ein Alp. Ein tiefer Ernst lagerte sich auf seine Züge.

Prinz Max hatte ihn beobachtet und legte die Sache in seiner Weise zurecht.

„Machen Sie sich doch nicht solidarisch mit den Nachkommen Ihres Halb-Onkels, wenn ich ihn so nennen darf; es fließt ja kein Tropfen des Wolfensteiner Blutes in den Adern dieser Fischerleute,“ tröstete er theilnahmsvoll. —

Das Abendessen wurde im Schlosse eingenommen, alle Kronleuchter brannten und alle Fenster standen offen — die warme, wonnige Luft flutete ein und aus.

Der kleine Zwiespalt war vergessen, die Gesellschaft amüsierte sich.

Gitta hatte Jean zu Moïse geschickt, sie hatte ihn sprechen wollen; er hatte ihn aber nicht angetroffen, nur sein dicker Knotenstock hatte in der Ecke gelehnt.

Der Freiherr v. Wallissen hatte seinen Rollstuhl in den Speisesaal fahren lassen, wo er sich mit einigen Damen unterhielt.

Still und bedrückt nahm Gitta ihren Platz hinter dem Sessel ihres Großvaters ein und blickte düster hinaus in den mond hellen Abend. Das Herz lag ihr wie ein Stein in der Brust. Sie hatte nur den einen Gedanken: Wolfgang! Und daß sie die Nacht nicht dürfe vorübergehen lassen über ihre Züge. Sie mußte sie ihm gestehen, wenn gleich sie lieber in den Tod gegangen wäre. Und doch hatte sie angesichts der Gesellschaft um die Welt nicht gestehen mögen, was ihr Moïse war, der brave, ehrliche Moïse! Es war ein schöner Lohn, den sie seiner ehrlichen Liebe gegeben. . . . seiner aufopfernden Treue. . . . Die heißen Thränen stiegen in ihre Augen, sie senkte die Wimpern, um sie zu verdecken. Schamröthe flutete über ihre Wangen und sie brannte auch in ihrem Herzen, aber dort konnte es niemand — niemand sehen.

„Gitta, mein Kind, warum bist Du so schweigsam?“ Der alte Freiherr hatte ihre Hand gefaßt.

„Ich weiß selbst nicht — aber ich bin so schwermüthig gestimmt. . . .“

„Ich weiß, es kommen solche Augenblicke; sie gehen vorüber, wie alles vorübergeht im Leben, Freude und Leid. Schau, wie die Gebirge in der Dunkelheit hängen und immer stillere und größere Massen schmelzen. . . . Und der See, wie er starrer und schwärzer wird und nur hier und da mit einem schwachen ungewissen Licht aufzuckt. Berg, Thal und See sinkt zurück, gleich wird der Mond heraufkommen. . . . Sieh', dort steht er auf dem Gipfel des Steines wie ein großes Freudenfeuer. An dem Himmel harren die Sterne. . . . wie eine weißglühende Silberkugel schwebt er in den dunklen Aether empor und alles wird hier unten hell und klar. . . . Jedes feuchte Steinchen und jeder thauige Grashalm hat seinen Funken — alles mild, alles freundlich, und wenn das wehe Herz nur Thränen hat, so ist ihm schon geholfen, so hat es schon Viderung, wo es sonst brechen müßte. Hier auf Erden muß sich alles friedlich lösen und sei es auch erst am Grabel!“

Der Greis hielt noch immer die schlanke Hand seines Enkelkinds gefaßt und schaute träumerisch in die silberklare Mondnacht. Hinter ihm im Saale hatte sich ein Herr an den Flügel gesetzt und präludiverte und zuletzt setzte seine Stimme, ein schöner Bariton, ein:

„Sah ein Knab ein Röslein steh'n,  
Röslein auf der Haiden.  
's war so jung und wunderschön,  
Ging er hin, es anzuseh'n,

Sah's mit vielen Freuden.  
Röslein, Röslein, Röslein roth,  
Röslein auf der Haiden.

Knabe sprach, ich breche Dich,  
Röslein auf der Haiden.  
Röslein sprach, ich steche Dich,  
Daß Du ewig denkst an mich  
Und dann mußt Du leiden.  
Röslein, Röslein, Röslein roth,  
Röslein auf der Haiden.

Und der wilde Knabe brach's  
Röslein auf der Haiden.  
Röslein wehrte sich und stach,  
Sah ihm ja kein Weh und Ach,  
Mußt es eben leiden.  
Röslein, Röslein, Röslein roth,  
Röslein auf der Haiden.“

Gleich bei der ersten Strophe des Liedes war der Freiherr zusammengesuckt. Furchtamer Schrecken glitt über seine unbewachten Züge, seine Hände falteten sich unwillkürlich. . . . Das Dieblingslied seiner Jugend, seiner ersten Liebe! Wie lange war es her, daß er es nicht mehr gehört, eine halbe Ewigkeit. —

Prinz Max ließ sich eben an seiner Seite nieder; er mußte die Wehmuth gewaltsam aus seinen Zügen bannen und gleichgiltige Dinge plaudern, die ihm in diesem Augenblick am fernsten lagen.

Auch Gittas Seele weilte anderswo — daheim in dem kleinen Hausgarten an den weißen Dünen, bei Moïse, der da vor ihr im Grase gelegen und sie hörte noch einmal jedes seiner Worte. Ihre Augen suchten ihn unwillkürlich draußen unter den Bäumen des Parks — und sie fand ihn auch, ein wehes, schmerz erfülltes Augenpaar ruhte sekundenlang auf ihrem Antlitze, dann schwand es. . . .

Endlich — endlich waren die letzten Gäste abgefahren und Gitta durfte sich in ihr Zimmer zurückziehen. „Kann ich Dich heute noch sprechen, Großvater?“ bat sie mit zitternden Lippen.

„Heute? Ich bin müde; lasse es bis morgen.“ Er nickte ihr freundlich zu.

Gitta nahm sich kaum Zeit, ihre Toilette zu wechseln. Sie flog förmlich nach der Bibliothek.

Baron Wolfgang erwartete sie bereits. Mit verschränkten Armen lehnte er am großen Lesetisch und blickte ihr erwartungsvoll-stumm entgegen.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Baron, daß Sie gekommen sind. . . . ich mußte Sie heute noch sprechen. Ich habe heute eine Unwahrheit gesagt, als ich den Moïse als meinen Bruder bezeichnete. . . .“

„Ich weiß es.“

„Sie wußten es?“

„Ihre Verwirrung sagte es mir. Wer ist der Fremde und wie steht er zu Ihnen?“

„Er ist mein Verlobter. . . .“

„Ihr —“ Wolfgang taumelte zurück, als habe er einen Schlag erhalten. „Das ist nicht möglich — kann nicht sein.“

„Es ist doch so. . . . und weil es eben so ist, findet alles — alles seine Erledigung. Ich hätte es Ihnen gleich sagen sollen; ich besaß nicht den Muth und hatte mein Verlöbniß vergessen. . . . Er ist gekommen, mich an mein Versprechen zu mahnen.“

„Und wollen Sie wirklich die Gattin des Fischers werden?“ Schmerzliches Erstaunen malte sich in seinem Gesicht.

„Ja.“ Das Wort kam fest und entschieden über ihre Lippen.

„Wie hat der lange, unbeholfene Bursche es angefangen, Sie zu gewinnen?“ Es klang beinahe wie Hohn.

Verlezt wendete sie sich ab . . . . .

„Zürnen Sie mir nicht, Gitta. Die Welt würde es lächerlich finden, stünden wir, der Fischer und ich, uns als Rivalen gegenüber. Und es ist doch so, trotz alles Hohns und Spotts. Lieben Sie ihn?“

„Er ist ein ehrlicher, guter Mensch, der meine Eltern stützt und ehrt wie ein Sohn. Meine Eltern wünschen diese Verbindung und ich —“

„Sie willigen ein?“

„Freiwillig; es hat mich keiner gezwungen.“

„Wollen Sie Ihr Wort halten?“

„Sollte ich es nicht?“

„Wenn Sie ihn lieben — gewiß.“

„Und wenn ich ihn nicht so liebe, wie er's verdient, darf ich zurücktreten, wo er ein Jahr lang fest auf meine Treue gebaut?“

Wolfgang schwieg. „Mit Gold wird viel erreicht, man kann reichlich lohnen mit Gab' und Gut . . . Die Dienste, die er Ihren Eltern erwiesen, wären vielleicht aufzuwiegen . . .“

„Mit Gold? Nimmermehr!“ rief Gitta.

„Wird Ihr Großvater gestatten, daß Sie den Fischer heiraten?“

„Ein gegebenes Wort wird ihm heilig sein, wie mir.“

„Sie werden sich unglücklich machen, Gitta.“

„Ich kann es nicht ändern . . .“

„Aber wenn er Sie freigiebt?“

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in ihren Augen auf. „Den Gedanken wage ich nicht auszudenken . . . Moïse ist der uneigenständigste Mensch, der jemals gelebt . . . ihn lockt kein Geld! Und ich möchte ihn um die Welt nicht in dieser Weise kränken — er verdient es nicht, der gute, der edle Mensch.“

Eine Weile verharrte Baron Wolfgang lautlos, dann hob er den Kopf. „Es scheint in den Sternen so bestimmt, daß ich einsam bleiben soll immerdar. — Mag es so sein, was hilft ein Auflehnen gegen eine höhere Macht. Gehen Sie zu Ihrem Verlobten.“

Seine Stimme war klanglos und schwer. Ein heftiges Zucken ging um seine Lippen, er biß mit den Zähnen darauf, bis ein Blutstropfen hervordrang. „Ich werde es tragen, fürchten Sie nichts. — Die Arbeit, durch Jahrtausende einformig und durch Jahrtausende noch unerschöpft, wird auch hier geräuschlos und magisch ein Stück ihrer uralten Kette durch das Schloß ziehen und an jedem ihrer Glieder hängt ein Tropfen Vergessenheit.“ — —

### VIII.

Die Sonne schien freundlich hell in das hohe Gemach mit den spitzen Bogenfenstern. Die grauseidenen Gardinen waren weit zurückgeschlagen und mitten im goldenen Sonnenlicht hob sich das ehrwürdige Greisenhaupt des Wallisser Freiherrn. Seine Augen blickten wohl mild und gütig, aber unendliche Trauer lag in ihnen, unverhüllte Wehmuth . . . . Vor ihm auf den Knien lag Gitta, sein Enkelkind, und einen Schritt weiter entfernt stand der trotzige Fischerbube, finster und schweigend.

„Es giebt also kein Zurück?“ fragte klagenden Tones der alte Mann.

„Warum wollen Sie mir die Braut abkaufen, warum? Glauben Sie mir nicht, daß ich Gitta auf Händen tragen werde? Fragen Sie Ihre Tochter, ob sie über rauhe Behandlung zu klagen hatte? Wir Fischer sind zwar ungeschliffene Leute mit klotzigen Manieren, was Ihr feinen Aristokraten so verabscheuungswerth an uns findet, aber wir sind treu und zuverlässig; wir halten treu an unserer Liebe und an unserem Weibe, wir sind

nicht wetterwendisch und wir arbeiten und darben mit unserer Familie . . . . Gitta weiß, wie sehr ich sie liebe — sie muß es wissen, und sie weiß auch, daß ich sie heimholen will zu uns an den Ostseestrand. Hier ist ungesunde Hofluft — ja, und vergiftet ist die Luft, die sie einathmet . . . . sehen Sie denn nicht, Herr, wie mir ihr Herz gestohlen wird . . . . täglich mehr und mehr. Als sie mich sah, hatte sie einen Schrecken, und ich — ach Gott, ich freute mich auf das Wiedersehen — ich sah nichts weiter auf Gottes Welt, wie sie, die Einzige! Sie aber verleugnete mich . . . . sie schämte sich meiner vor der Gesellschaft . . . . Es gal mir einen Stich mitten in das Herz, so tief und weh, daß ich dachte, es sei der Tod — und lieber hätte ich den Tod gehabt als die Lüge — — ja, das Lügen hat sie hier auch gelernt, dabei lag sie nicht, dort sind die Menschen wahrhaftig! Warum sie es that? Um eine Hand voll gepuzter Menschen willen, erbärmlicher Menschen, die mich nicht gleichberechtigt hielten, weil ich kein modernes Gewand anhatte und es nicht verstand, meinen Nacken zu beugen . . . . Jetzt rede ich zu Dir, Gitta. Sprich: Was hast Du mir zu sagen?“

Gitta hob sich langsam von ihren Knien.

„Uebereile nichts, Kind, hörst Du meine Bitte?“ mahnte dringend der Großvater.

„Ich habe nichts mehr zu vergeben, was nicht bereits ihm gehört,“ sagte sie sanft. „Vater und Mutter haben mich gelehrt, in Moïse den besten Beschützer, die treueste Stütze meines Lebens zu sehen. Ich habe darin eingewilligt, es ist nichts mehr zu ändern.“

„Und würdest Du es ändern, wenn Du dürftest?“ fragte Moïse hastig.

„Vielleicht — ich weiß es nicht genau, so ernst habe ich mich nicht geprüft.“

„Das ist gut, Gitta, denn frei gebe ich Dich nimmermehr. Grüble nicht, das macht Schmerzen. Schau, um das kurze Wohlleben, um das leichtfertige Getändel willst Du mich aufgeben, mich, der für Dich allein lebt und stirbt? Es ist mir nicht leicht geworden, mich loszumachen von meinem Boot und von meinem Gewerbe und mich in die Höhle des Löwen zu begeben, wo die artigen Reden Mode sind und wo sie mit süßem Lächeln den Dolch in das treueste Herz stoßen. — Nein, wahrhaftig nicht . . . . aber Deine Briefe, von denen ich lebte, wurden seltener und so kurz — es kam mir ferner und vergessener . . . . Etwas Fremdes wehte mit Eiseshauch daraus entgegen, da faßte mich die Angst . . . . ich eilte mit meiner Ungeduld und mit meiner Sehnsucht zu Dir — zu Dir . . . . Da traf mich das Furchtbarste, die Verleugnung aus elender Menschenfurcht . . . . Es ist nicht das Wahrhaftige Deines Wesens, Sie haben Dich angestekt und wollen Dich mir entreißen —“

„Halten Sie ein, junger Mann.“ Der alte Freiherr erhob sich würdevoll. „Sie sind zu uns gekommen und haben gesagt, daß Sie Ansprüche haben an dieses Kind. Gitta hat dies bekräftigt. Ich darf und will nichts dagegen haben — die Eltern stehen ihr näher, wie der Großvater, und Sie wie Gitta haben mir gesagt, daß Sie deren Zustimmung besitzen. Als Mensch sind Sie mir recht. Sie sind offen, brav und treu, Sie mögen auch die Fähigkeiten haben, ein Mädchenherz zu beglücken . . . . Lassen Sie mich nun ebenso offen sprechen, wie Sie's eben gethan. Sie sagten, daß wir Ihnen Gittas Herz abwendig gemacht — das ist nicht wahr, schon, weil wir nicht gewußt, daß sie ein Verlobniß eingegangen ist. Ihr Wesen ist mir klar genug, nur an der Form hätte ich manches auszusetzen. Ihr Recht soll Ihnen nicht verkümmert werden, keiner wird es versuchen, ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann. Gitta hat eine gute Erziehung gehabt, mit Freuden habe ich es wahrgenommen . . . . Sie sind noch jung, man sagt, die Liebe ist die beste Lehrmeisterin und irre

ich nicht, so ist Ihre Liebe derart, daß Sie Berge und Thäler ver-  
seht. Um so leichter wird es Ihnen fallen, was ich Ihnen in  
Vorschlag bringen will: Lernen Sie etwas! Alle Lebensweisheit ist  
nichts, wenn sie sich nicht auf den Regeln einer guten Schul-  
bildung aufbaut. Ich gebe Ihnen gern die Mittel dazu . . .“  
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Im Zeichen des Verkehrs.

Blauderei zur Reisezeit von Caroline Eichler-Säuber.

Mit Beginn der Reisezeit treten auch die Hotels wieder in  
den Vordergrund des Interesses und mit ihnen ein Mann von  
nicht zu unterschätzender Wichtigkeit und starkem Selbstbewußt-  
sein — der Hotelportier! In seiner Hand laufen die mannig-  
fachen Fäden zusammen, die eng verknüpft sind mit dem Wohl  
und Weh der Reisenden; sein Scharfblick ist bewundernswürth,  
er weiß den Ankömmling beim ersten Blick auf den Stand seiner  
Finanzen zu prüfen, Gold oder Talmi haben für ihn untrüglige  
Kennzeichen, er ist ein Menschenkenner *comme il faut*! Und seine  
Macht reicht weit — ob es gelingt, nach Wunsch ein Süd- oder  
Nordzimmer, nicht zu klein und nicht zu „himmelwärts“ zu er-  
halten, ob Briefe und Telegramme rechtzeitig, oder „aus Ver-  
sehen“ verspätet an den Adressaten gelangen, dies und noch viel  
mehr entscheidet die wundervolle Vorsehung in der Portierloge.

Bösartige Leser werden jetzt sofort unter dem Zwang einer  
häßlichen Vorstellung stehen: *Valkhschisch!* Wer darf an etwas  
so Profanes denken, wenn es sich um einen Hotelgewaltigen han-  
delt! Und selbst, wenn es so wäre — das mache ich ihm nicht  
zum Vorwurf, denn schließlich: in irgend einer Form nimmt  
jeder ganz gern ein Trinkgeld; der eine als schöne Mitgift  
seiner Auserwählten, der andere als Leibgericht, das ihm die  
kulinarisch hochstehende Gattin eigenhändig nach bewilligter Bade-  
reise dichtet, wieder einer als „anerkennde Belobigung“ mit  
der Aussicht auf Beförderung und ein selig Verliebter als zärt-  
lichen Händedruck für die stumme Sprache seiner heißen Blicke  
— *Valkhschisch!* *Valkhschisch!* *Suum cuique*, warum also nicht auch  
dem Mann mit der ehrfurchtgebietenden Mütze? Ich für mein  
Theil gönne's ihm, ich bin sogar naiv genug, mich über ein be-  
sonders warm geäußertes „danke verbindlichst!“ noch im rollen-  
den Koupee zu freuen und wenn ich zufällig lese: „Grand Hotel“,  
oder „Fliegender Engel“ etc. ist um den Preis von 1½ Millionen  
an den ehemaligen Portier im „Lautlosen Automobil“ überge-  
gangen, da wachse ich ordentlich — mit einigen „Märkern“ bin  
auch ich an diesen 1½ Millionen theilhaftig. Besondere Benefi-  
zien bei dem neuen „Proprietär“ erwirbt man ja dadurch nicht;  
aber es ist doch ein erhebendes Bewußtsein, mit so Kleinem zu  
so Großem beigetragen zu haben. Ich bin also im Prinzip so  
wenig gegen das „Pourboire“ wie der Oesterreicher, dieser muster-  
hafte Trinkgeldspender; aber — ich bin für Höflichkeit! So gerne  
ich mich an der rapiden Bereicherung des künftigen Hotelbesizers  
theilhaftig, einem unhöflichen Kandidaten dieser Kunst verschließe  
ich die Segensquelle meines Portemonnaies. Ich gestehe, daß  
ich selbst nur in Ausnahmefällen an dieser entarteten Spezies  
Erfahrungen gemacht und mich dann durch ein glänzendes  
„Nichts“ gerächt habe, aber jammervolle Berichte sind mir schon  
zu Ohren gekommen, besonders von allein reisenden Damen;  
und dagegen empört sich mein Korpsgeist, mein Solidaritäts-  
gefühl!

Aber es giebt auch großartige Menschenfreunde unter den  
Portiers. Kam ich da voriges Jahr in ein Hotel, in welchem  
ich mir ein Zimmer, das ich schon einmal inne gehabt, voraus-  
bestellt hatte; es war ein herrlicher Vorfrühlingstag, die Sonne  
meinte es schon erheblich gut, ich betrat mein sorgsam reservirtes

Zimmer und sank wie vom Schlag getroffen in den nächsten  
Fauteuil — der Kellner riß die Fenster auf, das Stubenmädchen  
stürzte mit Wasser herbei; endlich war ich so weit gerettet, die  
Wundermär zu fassen: der gute Portier hatte mir diese freund-  
liche Ueberraschung bereitet, weil ich meiner letzten Wohnungs-  
bestellung beigefügt hatte: gut geheizt — allerdings zehn Tage  
nach Weihnachten. Doch ich lernte die Vorsorglichkeit des Biede-  
ren noch staunender bewundern: Gegen Mittag betrat ich sein  
Reich: „Wenn eine Dame und ein Herr nach mir fragen sollten,  
bitte ich zu sagen, daß ich soeben nach dem Bahnhof gegangen,  
sie dort noch zu sehen.“

„Die Herrschaften waren schon zweimal hier,“ unterbrach  
mich weisheitsstrahlend der Göttliche, „ich habe die gnädige Frau  
jedoch verleugnet, weil ich mich erinnerte, daß gnädige Frau bei  
letztem Hiersein nicht gestört zu sein wünschten!“

Es waren meine Schwester und mein Schwager, mit denen  
ich mir auf beiderseitiger Durchreise *Rendez-vous* gegeben, auf  
das wir uns seit Monaten gefreut! Aber trotz meiner bitteren  
Enttäuschung konnte ich dem Mzubesessenen nicht ernstlich böse  
sein; was wußte er, daß ich damals krank und jetzt gesund war!  
Schriem seine Thaten auch zum Himmel, sie kamen aus gutem,  
menschenfreundlichen Herzen — er wird mich in gutem Andenken  
behalten. Leider ist er heute Besitzer einer netten, kleinen Bier-  
wirthschaft, sonst würde ich meinen reisenden Mitschwestern das  
Hotel verrathen, in welchem dieser gute Genius gewaltet und  
sein Nachfolger — *les extrêmes se touchent!*

Was nun den Oberkellner betrifft, so ist von dem nicht viel  
zu sagen; er ist eben der „Ober“. Man weiß nie recht, beleidigt  
man ihn mit einem runden Etwas, oder verlegt man ihn durch  
ein unsichtbares Nichts; ich habe aber gefunden, daß er im ersteren  
Fall sich immer sehr tolerant gezeigt hat. Meistens befindet er  
sich bereits im Stadium des „Nicht-mehr-nöthig-Habens“, der in  
Sicht stehende Gasthof, oder das herannahende „Restaurant  
français“ spiegeln sich bereits in seinem hohen, englischen Hemd-  
fragen und der stylvollen französischen Kravatte, die schon den  
ganzen Reiz ganymedischer Emanzipation athmen.

Aber eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung im Kapitel  
Hotel ist das Stubenmädchen. Das ist die Kollektivbezeichnung,  
denn die Gattung scheidet sich in Stuben-Mädchen und Stuben-  
Fräulein und ich muß sagen — ich bin fürs „Mädchen“. Wenn  
ich zur bestimmten Stunde die Kanne mit heißem Wasser vor  
der Thüre hatte, wenn beim Betreten des Schlafzimmers die  
elektrische Lampe auf dem Nachttisch brannte, wenn all die  
kleinen, nothwendigen Requisiten des äußeren Menschen in schön-  
ster Ordnung an ihren Plätzen zu finden waren, wenn mich am  
Morgen ein freundliches: „Guten gnädige Frau gut geschlafen“;  
am Abend ein ebensolches: „Wünsche recht wohl zu ruhen“ grüßte,  
dann war es immer ein Stuben-„Mädchen“ mit sauber geordnetem  
Haar unter dem weißen Häubchen, in einfachem, solidem Ge-  
wand. Wenn ich aber bei jeder Bestellung dreimal klingeln  
mußte, Tage lang die gleichen Papierstückchen an der gleichen  
Stelle liegen blieben, sofern ich sie nicht selbst beseitigte, das Bett-  
tuch kaum glatt gestrichen, viel weniger herausgenommen war,  
die unvermeidliche Unordnung des Morgens nach dem „Auf-  
räumen“ erst recht in ein Chaos verwardelt war — dann hatte  
mir das Schicksal ein Stuben-„Fräulein“ beschieden, zu dessen  
Naturgeschichte vor allem die Frisur à la Matrasse gehört, mit  
dem komisch wippenden weißen Fragezeichen statt des Häubchens  
darauf, ferner ein Ausdruck absoluter Würsichtigkeit und groß-  
zügige Unfreundlichkeit. Ein Zehnmarkstück nimmt das „Fräu-  
lein“ zwar lieber, doch mit der gleichen Selbstverständlichkeit ent-  
gegen wie ein „Mark“, besonders wenn Liebhaberei für kost-  
spieliges zweierlei Tuch vorhanden ist — ich glaube indessen, das  
kommt nicht vor!

Und wie denken Sie nun, verehrte Leserin, über sogenannte „Reisebekanntschaften“? Ich meine, wenn man z. B. so nebeneinander an der table d'hôte sitzt und aus Verzweiflung Brod-kügelchen fabrizirt; der Herr links wagt keine Ansprache, weil die Dame rechts das „shoking“ finden könnte, und die Dame rechts traut sich, kein Wort zu sprechen, weil der Herr links „sich etwas denken möchte“. Ein Zufall vermittelt hier und da ein Gespräch, und nun entdecken die Betreffenden plötzlich das Vorhandensein von Spiritus und Phosphor und unterhalten sich miteinander, wie es eben gescheidte Menschen thun, die den Zopf nur vom Hörensagen kennen. Freilich, Onkel Hans und Tante Vinchen, die noch aus der Zeit der seligen Postkutsche stammen und beinahe einmal ausgeraubt wurden, stellen sich die Sache jedenfalls nicht so einfach vor: bay'rische Hiesls, Glücksritter, Melusinen und derlei Schrecknisse gaukeln durch ihre ängstlichen Warnungen und schwarzen Prophezeiungen.

Nun, ich denke bei meiner Betrachtung weder an Badfischchen, noch eben aus dem Ei geschlüpfte Männlichkeit; Diejenigen, die ich ins Auge fasse, haben ihr Repertor bereits aus dem reichen Inhalt des Lebens geschöpft, und sowohl allein reisende Damen wie Herren der guten Gesellschaft sind empfindlich gegen jederlei Haut-goût und werden selten Enttäuschungen erleben; wer weit in der Welt herumkommt, bereichert seine Menschenkenntniß und wird immun, und solche Menschen, wenn sie noch dazu nicht auf den Kopf gefallen sind, können nur gewinnen, wenn sie über die leidige Konvenienz hinweg eine Stunde anregend miteinander verplaudern; ohne jede Konsequenz, es brauchen nicht einmal Namen genannt zu werden — was kümmert's mich, „wer der Herr gewesen ist“, der mir so interessante Einzelheiten seiner indischen Reise erzählt, und was kümmert's ihn, wie die Dame heißt, die ihn durch die Schilderung einer launigen Episode ihres letzten Badeaufenthaltes so herzlich zum Lachen gebracht? Man trennt sich in bester Stimmung und hat um eine hübsche Erinnerung mehr, anstatt die schemenhaften Kellner, die gleichmäßig gerafften Gardinen und die künstlichen Palmen des Hotels angegähnt zu haben.

Ich freue mich noch heute eines Erlebnisses, das ich dem Zufall verdanke: im Speisesaal meines Hotels war mir am Nebentisch ein Herr aufgefallen, dessen Auges, feines Gesicht viel Interessantes versprach; er reiste ganz allein, wie ich. Allmählich bemerkten wir, daß wir uns gegenseitig beobachteten, gleichsam studirten. Das dauerte so drei Tage, mittags und abends; am vierten verlangte ich die „Augsburger Abendzeitung“, der Kellner bedauerte, sie würde eben auf dem Zimmer gelegen. Da stand der Herr auf, zog aus der Brusttasche das gewünschte Blatt und bot es mir an; damit war die Annäherung gegeben; es entspann sich ein Gespräch, das uns weit auf Gebiete führte, in denen weder bayerische Hiesls, Glücksritter oder Melusinen heimatberechtigt zu sein pflegen. Die ganze Art unserer zwanglosen Unterhaltung bewies uns, daß die ephemere Bekanntschaft mehr Inhalt gehabt als so manche, die man durch ein ganzes Leben schleppt. Am nächsten Tag mußte ich abreisen, die Herrlichkeit hatte ein Ende, und alles, was wir voneinander wissen, ist, daß wir uns thörichter Weise um drei Tage bestohlen, die uns so manchen geistigen Genuß geboten hätten. Also resümirte ich: man sollte auf der Reise nicht gar so spröde sein gegen Gesprächs-anknüpfungen; ein feinfühligere Mensch empfindet sehr schnell, ob ein Rückzug geboten ist oder nicht. Ich für meine Person bin immer dankbar, wenn mir ein gescheidter Mensch über die gähnende Langeweile der Hotel-speisecanalt oder eine dauerhafte Eisenbahnfahrt hinweghilft.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,  
Und wo Ihr's packt, da ist's interessant!“

Und dann meine Damen, lassen Sie sich einen wohlgemeinten Rath gefallen: seien Sie auf der Reise nicht allzu duldsam! Denken Sie stets daran, daß Sie für Ihr Geld auch etwas verlangen können, daß Sie kein geduldeter, sondern ein zahlender Gast, daß Hotels keine Wohlthätigkeitsanstalten und Sie keine Almosenempfängerin sind, daß Sie, mit Ihrem Fahrschein ausgerüstet, ebenso berechtigt sind, zu reisen, wie jeder andere und fürchten Sie sich weder vor einem düffelhaften Portier, noch einem geschneigten Oberkellner oder einem pazigen Stuben-„Fräulein“ — einem distinguirten, aber energischen Auftreten gegenüber verlieren diese Wächter ihren ganzen Nimbus. Wer reist, darf sich von derartigen Mäzchen nicht einschüchtern lassen und rufe sich im gegebenen Falle das etwas prozige, aber entscheidende Wort zu: „Ich zahle!“

Und nun glückliche Reise und viel Vergnügens, und wenn einer oder der anderen meiner lieben Mitgeschwestern mit diesen Zeilen ein wenig gedient ist, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

(Nachdruck verboten.)

## Leonie.

Novellette von E. Jahrow.

Sie wohnte dem Gefängniß gegenüber.

Da sie ein modernes Mädchen war, das heißt, da sie trotz ihrer nervösen Veranlagung auch voller romantischer Ideen steckte, so hatte sie nicht geheiratet: sie war dazu nicht „praktisch“ genug, denn sonst hätte sie schon sechs, nein zehnmal wählen können. Aber sie wollte nicht.

Sie hieß nicht umsonst Leonie, denn sie besaß ein Löwenherz und Löwengroßmuth neben einem verborgenen Stolz, der nur zuweilen aus ihren sanften, schillernden, blaugrauen Augen heraus sah.

Außerdem besaß sie Geld. Und dieses, oder vielmehr der Mangel daran bei einem andern, hatte sie unglücklich gemacht. Ueberhaupt hatte sie allerlei Unglück, auch im Kleinen, dazu gehörte z. B. der Umstand, daß sie dem Gefängniß gegenüber wohnte.

Ein Vergnügen war es auch wahrlich nicht, im Sommer bei geöffnetem Fenster die Stimmen und die Gesichter der Sträflinge vor sich zu haben.

Da saßen sie hinter den eisernen Gittern und starrten herüber; einige gleichgiltig, einige neugierig, andere mit verbissenen und einige mit traurigen Mienen.

Leonie kannte sie alle dem Ansehen nach und wußte es, wenn sie gewechselt hatten.

Gern sah sie natürlich nicht hin. Aber wo gäbe es einen Menschen, der es dann nicht gerade erst recht thäte?

Sie ihrerseits konnte nur wenig von ihnen gesehen werden, denn ihr Lutherstuhl auf der geschnitzten Estrade stand hinter Palmen versteckt, und ihr Schreibtisch am andern Fenster lag im Schatten eines rothseidenen chinesischen Fenstervorhangs.

An diesem Schreibtisch sitzt auch jetzt wieder Leonie und liest alte Briefe, und die feste, weiße Hand, welche die Blätter hält, zittert ganz unmerklich. Gott sei Dank, der Vater ist ausgegangen, sie hat einige ungestörte Stunden für sich.

Was sie da liest, sind alte Liebesbriefe, natürlich. Aber ihr Auge trübt sich wie vor drei und vier Jahren, als sie sie erhielt. Damals weinte sie vor Glück, und jetzt weint sie vor Trauer, daß so viel Sonnenschein und unsäglich feines Weben, wie es in jener Liebe lag, vergehen konnte!

Daß andere Menschenhände die Kraft haben konnten, sie beide voneinander zu reißen! Ah! und Leonie knirschte mit den Zähnen.

Während sie am Schreibtisch sitzt, zieht draußen eine Wolkenwand am Sommerhimmel auf und verdunkelt das Licht im Zimmer; Leonie zieht den rothen Vorhang mit dem verdreht tanzenden und hundertmal wiederholten Chinesenpaar am Rande zur Seite und liest weiter. Nach einer Weile hat sie ein unbehagliches Gefühl, als würde sie beobachtet; sie wendet den Kopf ein wenig und sieht mit halbem Blick drüben mehrere Gefangene an den Fenstern der Wandelgänge stehen. Bah, es sind die alten von vor vier Wochen; mögen sie immerhin Leonies hübsches Profil ansehen, das wird sie jetzt nicht stören.

Oder doch? Nach fünf Minuten steigert sich jenes nervöse, magnetische Gefühl so, daß Leonie das Gesicht ganz herumwendet und — da — an dem einzelnen Fenster rechts — Allmächtiger!

Leonie starrt hinüber wie auf eine Geistererscheinung. Aber ist es denn nur möglich! Der da drüben mit dem blassen, todes- traurigen Angesicht, kann das Horst sein? Ihr Horst, dessen zerlesene Liebesbriefe ihr eben noch das Herz zerrissen haben?

Einen Augenblick stürzt sie in das Zimmer zurück, ringt die Hände und stöhnt und tritt dann wieder an das andere Fenster, wo sie hinter den Palmen versteckt sehen kann ohne gesehen zu werden — Ja, er war es! Das ernste, männliche Antlitz, das sie so lange, lange Zeit nicht gesehen hatte, das schaute da drüben hinter dem Eisengitter hervor, und suchte mit den Augen nach ihr, mit bangen, verzweifelten Blicken.

Sinter Leonie öffnet sich die Thür und ihr Vater tritt herein. — Alter Herr, alter Herr, in diesem Anblick gehen Deine ganzen Intriguen und Wünsche in Scherben. Deine Tochter hat ihren Geliebten wiedergesehen, den Du aus der Stadt vertrieben hattest, und sie wird nun die Fesseln abschütteln, die Du in greisenhafter Verblendung und Selbstliebe um sie gelegt hast.

„Nun?“ fragt der Geheimrath und legt die Abendzeitung auf den Tisch.

„So unthätig? Wie kann man nur bei diesem vis-à-vis am Fenster stehen!“

„Ich habe die Wohnung nicht gemiethet, Papa.“

„Logische Antwort!“

Der Geheimrath spricht immer ironisch, — aber gerade jetzt fällt Leonie dieser Ton unangenehm auf und reizt sie. Sie sagt jedoch nichts, sondern klingelt nach dem Mädchen, der sie Anordnungen für den Abendtisch giebt. Dann wartet sie, bis ihr Vater seinen gewohnten Platz auf dem altmodischen Sopha eingenommen hat, das in der Nebenstube steht, setzt sich ihm gegenüber mit einer Käselei und fragt ganz unvermittelt:

„Weshalb ist Horst Elfinger im Gefängniß?“

Der alte Herr sieht sie einen Augenblick verblüfft an, dann treibt ihm ihre unerwartete Frage sofort die Galle ins Blut, und er antwortet mit schwellenden Stirnadern:

„Wenn er dort ist, so ist das der einzige Ort, wo er hingehört! So haben sich also alle meine Meinungen über den fauberen Hungerleider glänzend gerechtfertigt.“

„Ja — glänzend!“ sagte Leonie mit der ganzen Fronie, die ihr Vater ihr durch Beispiel und Vererbung eingepflanzt hat.

Es war unklug von ihr gewesen, das Thema auf diese Art anzuschlagen, sie goß Del auf das halbverlöschte Feuer, aber nun war es einmal geschehen und der Geheimrath fuhr fort:

„Natürlich habe ich von dem netten Prozeß gehört, in den der Kerl verwickelt war; die Kasse ist bei dem Bankier Niedel erbrochen worden, und Herr Horst Elfinger ist mit dem Inhalt auf und davongegangen. Na, sie haben ja den Vogel eingefangen. Da hast Du Deinen stolzen Ehrenmann!“

Leonie hebt die Augen, ihre Lippen zittern, und sie sagt mit schwerer, stockender Stimme:

„Eine elende Verleumdung, die Du allein glaubst.“

Der Geheimrath springt auf und stößt ein schrilles Gelächter aus.

„Verleumdung! Natürlich! Und der ganze Gerichtshof ist verrückt, und Du allein weißt es besser!“

„So ist es,“ sagte Leonie, nimmt ihre Arbeit zusammen und verläßt das Zimmer, in dem ihr Vater jetzt mit einem Gesicht herumläuft, in dem sich Schadenfreude und Mergel über seine Tochter mischen.

Leonie und Horst hatten sich in einer Abendgesellschaft kennen gelernt. Nach vier Wochen waren sie heimlich verlobt, denn an eine öffentliche Verlobung zwischen dem reichen Mädchen und dem armen Buchhalter der Firma Rudolf war bei der Gemüthung des Vaters nicht zu denken. — Briefe, Zusammenkünfte bei einer Freundin, gelegentliche süße, heimliche Spaziergänge im Stadt park, das war das Glück, welches dieses Verlöbniß in zwei langen Jahren Leonie einbrachte. Ach, die Zeit der Feldblumen und Gedichte! Leonie verschönte sich von Tag zu Tag, und ihr reger Briefwechsel mit Horst bildete sich zu einer Sammlung geistreicher und liebedurchglühter Klaudereien aus.

Horst war ein ernster, charakterfester Mann von fünf- undzwanzig Jahren. Von seinem achtzehnten bis zwanzigsten Jahre hatte er Jura studirt, dann war seines Vaters Bankhaus zusammengebrochen, und der Vater hatte sich das Leben genommen.

Horst blieb mit seiner Mutter allein auf der Welt zurück — pfenniglos.

Wohl war es zu erklären, daß nach diesen erbarmungslosen Schicksalsschlägen das Lächeln ein seltener Gast auf Horsts dunkeltem Angesicht wurde.

Kaufmann werden — Gott danken, daß ein Freund des Vaters einen in Stellung nahm — die veränderte Stellung in der Gesellschaft mit Würde tragen, — das war fünf Jahre lang sein Leben.

Dann fand er Leonie.

Als nach jenen glücklichen Zeiten des heimlichen Brautstandes Leonie ihrem Vater ihren Entschluß mittheilte, Horst oder niemand zu heiraten, begann der ungleiche Kampf mit dem alten Geheimrath. — Zäh, hochmüthig, nur auf Geld sehend, wollte er von Horst nichts hören. Er setzte ihn auf alle Weise herab, und verrante sich in seine wunderlichen Geizhalsgrillen so fest, daß es zuletzt einen täglichen Kampf mit Leonie gab.

„Entweder Du giebst diesen romantischen Habenichts auf, oder mich.“

Das war die Alternative, vor der sie stand. Und der Widerstand eines Mädchens wird ja durch nichts leichter gebrochen, als durch tägliche, häusliche Quälereien. Leonie war stark und energisch, aber ihr alter Vater war noch stärker und noch energischer.

Und Horst mußte machtlos zuschauen.

So kam es, daß sie sich eines Tages unter Thränen und zuckenden Schmerzen trennten.

Horst ging in die Landeshauptstadt, wo er durch Empfehlung seines väterlichen Freundes verhältnißmäßig gute Stellung fand; er wurde Disponent im Bankhaus Niedel.

Leonie vergaß er keinen Tag.

Als Leonie am nächsten Morgen nach der oben beschriebenen Auseinandersetzung, ohne ihrem Vater etwas davon zu sagen, ihr Billet nach der nahen Landeshauptstadt gelöst hatte, schrieb sie ihm eine Postkarte in englischer Sprache. „Ich fahre zu Niedel,“ stand darin, „ich werde mir genaue Auskunft über die bewußte Affäre holen. Spätestens morgen abend bin ich zurück. Deine treuergebene Tochter Leonie.“

Sie schrieb immer „Deine treuergebene Tochter,“ und jedesmal zog ihr dabei ein bitteres Lächeln die Mundwinkel herab.

In dem eleganten Hause des Bankiers Niedel lag ein todtkranker Mann auf dem Schmerzenslager. Herr Niedel war seit

dem großen Kassendiebstahl — es handelte sich um fünfzigtausend Gulden — ein veränderter Mann. Unstet und traurig ging er umher, und seine Freunde wunderten sich, daß ihn der Verlust einer Summe, die freilich groß, aber für ihn doch eine Bagatelle war, so niederdrücken konnte.

„Es ist nicht der Geldverlust,“ sagte der Bankier, „es ist der Vertrauensbruch, der mich so mitnimmt.“

„Welch ideal denkender Mensch!“ sagten die verwunderten Freunde.

Aber nachdem der Prozeß gegen Horst Elfinger beendet und dieser zu langjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt war, brach Herr Niedel ganz und gar zusammen.

„Maramus,“ sagten die Aerzte.

Um drei Uhr nachmittags saß Leonie vor dem Rechtsanwalt, der Horsts Sache geführt hatte, und ließ sich genau den Gang des Prozesses erzählen. Die Klage gründete sich auf einen sehr einfachen Vorgang:

Herr Niedel hatte am 2. Juni eine Erholungsreise nach den Alpen angetreten und seinen Disponenten Elfinger mit Generalvollmacht und allen Schlüsseln versehen zurückgelassen.

Am 12. Juni früh fand man den Geldschrank erbrochen, seines Inhalts beraubt und Horst Elfinger war sonderbarer Weise nirgends zu finden gewesen. Endlich, zwei Stunden später als sonst, betrat er das Bureau — auffallend erregt und bleich. Er sagte, er habe eine schlechte Nacht gehabt und deshalb gleich einen Morgenspaziergang gemacht.

Später stellte sich heraus, daß er in jener Nacht garnicht seine Wohnung betreten hatte. Bei der Haussuchung fanden sich fünftausend Gulden in Werthpapieren in — Horsts Kleiderschrank. Er hatte also den Einbruch fingirt.

„Das Beweismaterial war erdrückend,“ schloß der Rechtsanwalt — „und was das Allerschlimmste war, er konnte sein Alibi für jene Nacht nicht erbringen!“

„Wo sagte er denn, daß er gewesen sei?“ fragte Leonie mit Anstrengung.

„— Ach, es war etwas Unglaubliches — er behauptet, in jener Nacht, wie alle Jahr einmal in N. burg gewesen zu sein; — nur, um seine Vaterstadt wiederzusehen, reist man doch nicht in der Abenddunkelheit hin, und beim Morgengrauen wieder zurück.“

„Vielleicht wollte er dort nicht gesehen werden,“ sagte lebhaft Leonie, „er wollte vermeiden, früheren Freunden zu begegnen.“

„Aber ich bitte Sie, meine Gnädigste, solche romantischen Sommernachtsfahrten glaubt ihm doch ein Gerichtshof nicht! Besonders wenn er auch in den beiden Jahren vorher, wo er dort gewesen sein wollte, von niemand gesehen worden ist, in keinem Hotel abstieg und die ganze Nacht im Stadtpark und in den Straßen umhergewandert sein will.“

Leonie schwieg eine Weile, dann sagte sie, wiederum mit Anstrengung:

„Ich habe Herrn Elfinger in jener Nacht gesehen und gesprochen.“

Der Rechtsanwalt sprang von seinem Stuhl auf, setzte sich aber sogleich wieder hin und sagte gelassen:

„Wollen Sie das vor Gericht bezeugen?“

Leonies bleiches Antlitz wurde um noch einen Schein blässer, während sie mit fester Stimme bejahte.

Hr Herz schlug zum Berspringen. Was sie jetzt dem Rechtsanwalt eingestanden hatte, würde ihre Ehre kosten, aber Horsts Ehre retten. Freilich, sie hatte ihn in jener Nacht mütterseelenallein im väterlichen Garten gesprochen. Auf ihre schriftliche Bitte war er nach N. burg gekommen; sie hatte ihre Sehnsucht nicht mehr bezwingen können, sie wollte einmal, ein einziges mal nur, den Kopf an seine Schulter legen wie in alter Zeit und die verborgenen Qualen all dieser Jahre an seinem geliebten Herzen

ausweinen. Dort hatten sie sich unter erneuten Schmerzen wieder gesehen und wieder — getrennt, denn die Hoffnung auf eine Heirat hatten sie beide nun ermüdet aufgegeben. Es war eine feste, thränenreiche Stunde gewesen, an deren Erinnerung sie beide lange zu zehren gedachten. — Und in jener Nacht war der Diebstahl begangen worden.

Leonie und der Rechtsanwalt konferirten noch eine Stunde miteinander, dann schlug die erstere den Weg zu der Niedelschen Wohnung ein.

Da es eine Junggesellenwohnung war, nahm sie sich eine ältere Kusine, bei welcher sie am Vormittag abgestiegen war, mit.

„Bitte melden Sie mich Herrn Niedel,“ sagte sie, indem sie ihre Karte abgab.

„Herr Niedel ist krank,“ erwiderte der Diener.

„Ich weiß es; melden Sie ihm, daß ich ihn in einer für ihn höchst wichtigen Sache zu sprechen wünsche.“

Der Diener verschwand und kam einige Minuten darauf, um die Dame herein zu geleiten.

Der grauhaarige Mann mit den eingesunkenen Wangen, der da lag, fragte mit matter Stimme nach ihrem Begehre.

„Ich komme im Interesse von Horst Elfinger,“ sagte Leonie. Der Kranke fuhr auf und sah sie angstvoll an.

Leonie heftete ihre leuchtenden Augen auf den Mann vor ihr; ein plötzlicher Instinkt, wie er nur Frauen kommen kann, besaßte sie, und ihre Blicke bohrten sich förmlich in die ihres Feindes.

„Sie haben Horst Elfinger ins Gefängniß gebracht,“ fuhr sie fort.

„Ich?“ stöhnte Niedel. „Wie sollte ich — was konnte ich dafür —?“

„Sie haben ihn ins Gefängniß gebracht. Und morgen wird er sein Alibi erbringen.“

Nochmals fuhr Niedel auf, doch sank er kraftlos wieder zurück. Er bewegte unruhig die Hände:

„Der Prozeß ist beendet.“

„Er wird wieder aufgenommen werden.“

„Nun gut. Und was weiter?“

Leonie fühlte ihr Blut stocken. Der Schlag ins Blaue, den sie jetzt führen wollte, ging um Tod und Leben; aber sie zögerte nicht. Mit der Gewißheit, die eine ahnungsvolle Regung zu schaffen vermag, verfolgte sie ihr Ziel.

„Was weiter?“ fragte sie. „Wo befanden Sie sich, Herr Niedel, in der Nacht zum 12. Juni?“

Das Gesicht des Kranken wurde aschgrau.

„Ich? Was soll die Frage?“

„Nun?“

„Ich war in Interlaken.“

„Nein!“ rief Leonie, und ihre sonore Stimme bebte vor rasender Erwartung, „Sie waren vom 10. bis zum 14. Juni nicht in Interlaken — sondern hier!“

„Mein Gott,“ stöhnte Niedel „mein Gott, mein Gott!“

„Antworten Sie!“ herrschte Leonie. „Die Depesche welche Ihnen nach Interlaken am 12. gesandt wurde, blieb zwei Tage unbeantwortet. Sie logen, — ja Sie logen damals, Sie wären auf einer Höhentour begriffen gewesen! — Nun aber hat Horst Elfinger Freunde — und jetzt, jetzt endlich kommt die Wahrheit ans Licht.“

Niedel lag in schwerer Ohnmacht.

Leonie preßte die Hand ihrer Kusine zwischen ihre beiden wie eine Maschine. Sie wußte, daß sich in diesen wenigen Stunden ein gewaltiger Umschwung für ihr Leben vollzog. Nur eines ersuchte sie jetzt mit bebender Angst vom Himmel: daß Niedel vor Zeugen seine Schuld bekennen, und somit die öffentliche Besprechung jenes nächtlichen Besuches unnöthig werden möchte.

Denn wer, wer würde ihr denn glauben, daß jene Zusammenkunft ihre Ehre nicht verletzt habe!

Als Niedel endlich erwachte, winkten der herbeigerufene Arzt und der Krankenwärter Leonie Schweigen zu. Allein sie war entschlossen, den Kampf bis zu Ende zu kämpfen.

„Doktor,“ flüsterte der Kranke, „es geht zu Ende — lassen Sie meine Hand los — und hören Sie zu — ich muß reden — nein, ich kann nicht mehr warten!“

Erschöpft hielt er einen Augenblick inne. Dann, die matten Augen ins Leere gerichtet, fuhr er fort:

„Das Geld — damals im Juni — habe ich selbst gestohlen. Ich hatte Börsenschulden, schon lange, von denen Elfinger nichts wußte. Dann wollte ich die Leute auf falsche Fährte locken. — Ich selbst habe am nächsten Morgen das Geld in Elfingers Schrank gelegt — ich konnte in seine Wohnung unbemerkt gelangen, in keine andere so — es ist ja auch alles gelungen“ — der Kranke lächelte fast — „nur hatte ich nicht gewußt, daß ich es nicht aushalten würde.“

Atthemlos lauschten alle. Niedels Züge veränderten sich zusehends. Er seufzte ein paarmal tief auf, dann fuhr er fort:

„Ich war all mein Lebtag ein Spieler. Ich konnte nichts dafür, es war angeerbt; und dann wußten auch nur wenige davon! Aber schlecht war ich nie — bis zu diesem Juni — da stand mir das Wasser bis an den Hals, und ich stahl die Papiere, für welche ich keine Garantie übernommen hatte; sie gehörten Elfingers Freunden, die sie ihm privatim und nicht dem Geschäft übergeben hatten.

Als ich es gethan hatte — Ihr seht es, da ging ich daran zu Grunde. Könnte ich leben bleiben, so müßte ich ohnehin Konkurs anmelden, es ist nun am besten so, wie es ist. Elfinger soll mir verzeihen —“

Eine neue Ohnmacht umfing Niedel. Und aus dieser erwachte er nicht mehr. — — —

Wenige Tage später sprang die Gefängnisthür für Horst Elfinger auf, und Leonie stürzte in seine Arme.

Horst hielt sein Lieb umschlungen und schwor zu den Sternen, daß sie nun sein Weib werden müsse.

Dem alten Geheimrath blieb keine Wahl als ja zu sagen, oder Leonies Namen gebrandmarkt zu sehen.

„Ich habe mir keine Schuld vorzuwerfen, Papa,“ sagte das schöne Mädchen. „Aber wenn Du uns jetzt nicht heiraten läßt, so schwöre ich Dir, daß ich dafür sorgen werde, daß jene nächtliche Zusammenkunft bekannt wird, und Du kannst Dir denken, welcher Skandal daraus entstehen würde. Sage lieber „Ja“. — Sieh, Du wirst alt, wir wollen alle vergangenen, bösen Worte vergessen und miteinander glücklich sein, willst Du?“

Er wollte zwar nicht, aber er mußte.

Und nachdem er Elfinger als Schwiegersohn aufgenommen und seiner Tochter eine seinen Mitteln entsprechende Mitgift gegeben hatte, that er der Wittwe den Gefallen, zu sterben.

Leonie hat nie wieder zutreffende Ahnungen gehabt, sie sagt aber auch, daß sie mit dieser einen Probe zufrieden gestellt sei.

(Nachdruck verboten.)

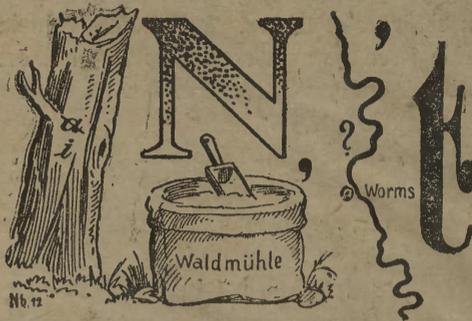
## Räthselcäc.

### Telegramm-Räthsel.

Die Striche und Punkte entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte treffenden Buchstaben im Zusammenhang gelesen einen Festgruß ergeben.

Angst, Erna, Frosch, Pfeil, Schein.

### Bilderräthsel.



### Wortspiel.

Es sind neun Wörter zu suchen von der Bedeutung unter a; von jedem ist durch Voransetzung eines passenden Buchstabens ein anderes Wort zu bilden, dessen Bedeutung unter b angegeben. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b bezeichnen im Zusammenhang eine festliche Zeit.

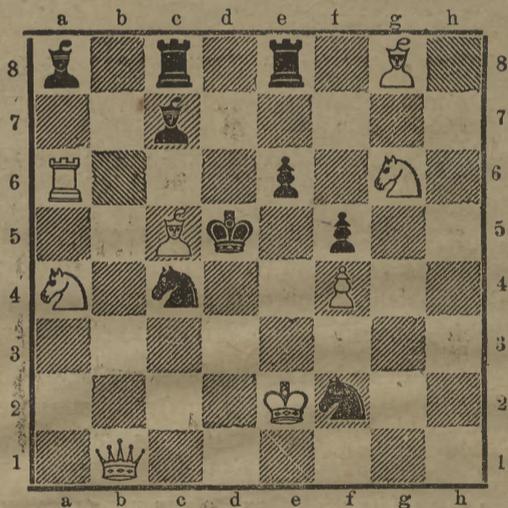
- | a.                    | b.                        |
|-----------------------|---------------------------|
| 1. Nahrungsmittel     | — Werthmesser.            |
| 2. Maß                | — braucht der Kürschner.  |
| 3. Erdschicht         | — altes Heldengedicht.    |
| 4. Stand              | — kleines Werkzeug.       |
| 5. Altbiblischer Name | — Geräth.                 |
| 6. Kleines Thier      | — auf Schiffen.           |
| 7. Rückstand          | — Behälter.               |
| 8. Eßbarer Fisch      | — sinnbildlicher Schmuck. |
| 9. Gelöbniß           | — häßliche Empfindung.    |

### Buchstabenräthsel.

Vom o kannst weit Du schauen.  
Die e braucht man beim Bauen.  
Der a in fernem Land  
Ist als Gebirg' bekannt.

### Schachaufgabe.

Von Franz Schrifer in Bamberg.



Weiß.  
Weiß zieht an und setzt in 3 Zügen matt. (8+9)

### Auflösung des Bilderräthfels.

Böses Werk muß untergehen.

### Auflösung der Geheimschrift.

Kein Weiser setzt sich hin,  
Berlornes zu bejammern; nein, er sucht  
Mit frischem Muth es wieder einzubringen.

### Auflösung des Anagramms.

Mais, Oberon, Sahne, Kain, Angel, Uhr.

### Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von G. Ferber: W. Kg4, Da1, Sd3, Td1, Be6, f2. — Schw. Ke4, Bc3, c7, d5.)  
1. Td1—d2, beliebig. 2. Dreifach Matt.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Siegfried Kurnik, Reinhold Kühnelt, Alma Hohendorf, Hedwig Radow, Alfred Cohn, Hans Toepffer, Max Stolz, Ewald Beck, Erich Schulz, Willi Staats, Hans Reimann, Otto Schulz, Oskar Reed, Stanislaus Musielewicz, Johannes Schellong, Leo Hoffmann, Johannes Doy, Elisabeth Stieff, Heinrich Struck, Waldemar Thiel, Walter Rettig, Frieda Engel, Bromberg, Emil Schmelzer, Bleichfelde